

Uwe Schimank

## »Digitaler Kapitalismus« – der Generalschlüssel für die Kernprobleme heutiger Gesellschaften?<sup>1</sup>

Es bedarf keiner soziologischen Gesellschaftstheorie, sondern die regelmäßige Zeitungslektüre sowie die eigene Internetnutzung reichen aus, um einen nachhaltigen Eindruck davon zu bekommen, dass das kommerzielle Internet von einigen wenigen Firmen – Google, Amazon, Facebook, Apple sowie deren chinesischen Pendanten Alibaba, Tencent, Baidu, Xiaomi – dominiert wird. Dass diese Dominanz in verschiedenen Hinsichten folgenreich für die Internetnutzer, aber auch für weitere Akteure ist, steht ebenso außer Frage. Philipp Staab behauptet allerdings etwas weit darüber Hinausreichendes: dass mit dem durch diese Unternehmen repräsentierten »digitalen Kapitalismus« eine neue Epoche kapitalistischer Gesellschaften – »die stilbildenden wirtschaftlichen Projekte unserer Gegenwart« (277)<sup>2</sup> – begonnen hätten.

Damit dies eine theoretisch gehaltvolle Aussage ist, muss zweierlei gemeint sein – und ist es bei Staab auch: erstens, dass die Digitalisierung der kapitalistischen *Wirtschaft* ein neues Akkumulationsregime herbeiführt, in dem diejenigen Unternehmen, die diese Digitalisierung vorantreiben und maßgeblich gestalten, den anderen Unternehmen vom Reisebüro bis zum Chemiekonzern die *terms of trade* diktieren; und zweitens, dass sich dies in einer von der kapitalistischen *Wirtschaft* dominierten *Gesellschaft* flächendeckend – von den Intimbeziehungen bis zu wissenschaftlicher Forschung – als folgenreich erweist. Staab will in beiden Hinsichten über marktschreierische Suggestionen, die ihre Publikumswirksamkeit durch analytische Dürftigkeit erkaufen, hinauskommen: »An einer Theorie der Gesellschaft interessiert, stellt die Verbreitung digitaler Technologien in den meisten Arbeits- und Lebensbereichen für mich keinen relevanten Faktor dar, solange damit keine Hypothese darüber verbunden ist, welche Logik der Ordnung von *Wirtschaft* und welche Effekte für *Gesellschaft* damit impliziert sind.« (Staab 2019, S. 13) Das ist ein angemessener, aber auch ambitionierter Maßstab gesellschaftstheoretischer Güte.

Ich will im Weiteren diesen Maßstab anlegen, um Staabs Überlegungen einzuordnen. Dazu werfe ich in den ersten beiden Schritten die Fragen auf, ob der »digitale Kapitalismus« eine neue Phase kapitalistischer Dynamik darstellt und ob damit gesellschaftsweite tiefgreifende Auswirkungen verbunden sind. In einem dritten Schritt frage ich andershe-

1 Für zahlreiche hilfreiche Hinweise danke ich Andreas Hepp, Thorsten Peetz, Gerd Traupe und Desirée Waibel. Cathrine Frerichs hat mir redaktionell geholfen.

2 Alle Seitenzahlen ohne weitere Angaben beziehen sich auf Staabs Buch.

rum: Inwieweit ist der »digitale Kapitalismus« ein wichtiger Erklärungsfaktor für zentrale Problemlagen gegenwärtiger Gesellschaften?

Ich räume von vornherein zwei Einschränkungen meiner Argumente ein. Erstens bin ich alles andere als ein Digitalisierungsexperte und werde mich daher zur empirischen Triftigkeit von Staabs Aussagen oft eher im Duktus kritischer Rückfragen äußern. Ich bin allerdings ein soziologischer Gesellschaftstheoretiker und kann als solcher Staabs Überlegungen an vielen Punkten einem theoretischen Konsistenz- und Plausibilitätstest unterwerfen. Zweitens werde ich dabei vor allem westliche Gesellschaften betrachten – weil ich mich dort besser auskenne und weil auch Staab sie in den Vordergrund seiner Überlegungen stellt. Der Rest der Welt kommt bei ihm im Wesentlichen in Gestalt von China als geopolitischem Herausforderer des Westens vor, und nur ziemlich blass als Kontrastfolie zum Westen. Diese Schwäche von Staabs Herangehensweise vermag ich nicht zu beheben. Aber möglicherweise verstehen andere Kommentatoren mehr von Digitalisierung und vom globalen Süden als ich und können meine blinden Flecken ausgleichen.

## 1 Digitale kapitalistische Wirtschaft?

Wirtschaftssoziologisch charakterisiert Staab den »digitalen Kapitalismus« durch zwei Hauptmerkmale: Dieser müsse das Problem der »Unknappheit« in eine für die kapitalistische Wirtschaft – und alle bisherigen Wirtschaftsformen generell – kennzeichnende Logik der Knappheit überführen, weil sich nur so Profite erwirtschaften lassen; und diese Überführung geschehe dadurch, dass die Leitunternehmen des »digitalen Kapitalismus« keine Produzenten, sondern Händler sind, die in Gestalt »proprietärer Märkte« (47) auftreten und als solche Monopolrenten abschöpfen können. Beide Merkmale in Kombination machen Staab zufolge den Wesenskern der sich gegenwärtig bereits abzeichnenden und zukünftig zur Entfaltung kommenden Ära des »digitalen Kapitalismus« aus.

Ich habe in beiden Hinsichten Rückfragen. Zur »Unknappheit« leuchtet zunächst einmal ein, dass die Grenzkosten der Vermehrung digitaler Güter, also des digitalen Kopierens von Daten, verschwindend gering sind – etwa im Vergleich zum analogen Druck eines weiteren Exemplars eines Buches, was allerdings seit Gutenberg ein ungeheurer Schritt in Richtung »Unknappheit« gewesen ist. So neu, wie Staab suggeriert, ist das Phänomen also nicht. Wie lassen sich mit »unknappen« Gütern Gewinne erzielen? Auch keine ganz neue Frage – und keine neue Antwort: »durch künstliche Verknappung« (150) in Gestalt von Marktschließung. Für Staab ist die neue Qualität des »digitalen Kapitalismus«, dass die großen Internet-Plattformen »nicht primär Produzenten sind, die auf Märkten agieren, sondern Märkte, auf denen Produzenten agieren.« (170) Mit diesem Charakteristikum sind die Internet-Plattformen allerdings erst einmal altbekannte Typen wirtschaftlicher Akteure: Makler, die ihre Profite dadurch erwirtschaften, dass sie Anbieter und Nachfrager zusammenbringen – ob es nun um Wohnungen oder Heiraten geht.<sup>3</sup> Makler stehen freilich oft in

3 Siehe zu einer darauf abstellenden wirtschaftswissenschaftlichen Betrachtung von Plattformen etwa Jean-Charles Rochet und Jean Tirole (2003).

Konkurrenz mit anderen Maklern. Anbietern und Nachfragern stehen alternative Märkte offen – z. B. verschiedene Fahrdienstvermittler. Für einen Teil des »digitalen Kapitalismus« gilt jedoch, dass die Makler Markt-Monopole oder zumindest starke Markt-Oligopole etabliert haben. Nach einer vielleicht umkämpften Anfangsphase haben es Konkurrenten immer schwerer, und irgendwann könnte es sich nicht länger um »contestable markets« (Baumol 1982) handeln. Diese Markt-Anbieter sind dann mehr oder weniger alternativlos; und entsprechend kann in der Tat eine von Staab herausgestellte Marktkontrolle hinsichtlich »Informationen, Zugang, Leistungen und Preisen – und zwar sowohl in Richtung der Produzenten als auch der Konsumenten« (32) – ausgeübt werden.

Den von den Plattformen zugelassenen Produzenten kann die Maklerprovision »nach Gutdünken« (273) aufgedrückt werden – solange sich noch einer findet, der sie zu zahlen bereit und in der Lage ist. Die Plattformen betreiben so eine »Extraktion von Profiten durch Handelsmonopole« (265). Hinzu kommt nicht bei allen, aber doch bei einigen der Plattformen ein – bei Staab nicht so recht herausgearbeitetes – Zusatzgeschäft, dessen Lukrativität im Zeitverlauf zugenommen hat und manchmal inzwischen wohl schon höher als die des Makelns ist: der Verkauf der mit den digitalen Transaktionen anfallenden Daten an alle möglichen Arten von Interessenten. Anfänglich nutzten die Plattformen die Nutzerdaten nur zur Optimierung der individuellen Passgenauigkeit der eigenen Angebote. Schnell stießen die Plattformen aber darauf, dass solche Informationen auch denjenigen Produzenten verkauft werden können, die bei ihnen anbieten – eine erweiterte Maklerleistung; und dann wurde auch bald erkennbar, dass noch ganz andere Akteure Interesse an bestimmten Nutzerdaten haben und bereit sind, dafür viel Geld zu bezahlen. In Termini der Marx'schen Kapitalismustheorie lässt sich dieses Geschäftsmodell – wie ich von Gerd Traupe (2021: 49) übernehme – als Fortentwicklung von »G – W – G« (Marx 1867: 49–170) in »G – W – (G'+G)« verstehen: Es gibt nun eine weitere Profitquelle in Gestalt eines Nebenprodukts des eigentlichen Geschäfts.

Doch selbst wenn man unterstellt, dass all dies stattfindet und größere Teile der ökonomischen Distributionssphäre auf diese Weisen von den Internet-Giganten ausgebeutet werden:<sup>4</sup> Heißt das, dass sie sich wirklich alles gegenüber Konsumenten und Produzenten erlauben können? Dass sich Konsumenten wehren, dürfte in der Tat selten vorkommen. Zum einen sind sie bislang vor allem – zur Schaffung von Kundenbindung – hofierte Nutznießer der angebotenen Dienstleistungen gewesen: keine Wegezeiten, Ausnutzen von bereitgestellten Preisvergleichen und so herbeigeführter Unterbietungskonkurrenz der Produzenten. Vor allem werden ihnen oftmals keine oder keine nennenswerten Maklergebühren abverlangt, sondern auf die Produzenten abgewälzt. Diese gezielt herbeigeführten Lock-in-Dynamiken in der Konsumentenrolle sorgen zum anderen selbst bei einer kollektiv wahrgenommenen massenhaften Unzufriedenheit mit den Verfahrensweisen der Plattformen – insbesondere Bedenken hinsichtlich deren Vermarktung persönlicher Daten – dafür, dass Widerstand ausbleibt. Ein dreistufiges Argument spricht

4 Ohne dass ich näher darauf eingehen kann, wäre bei all den Aussagen noch die Varianz unterschiedlicher Arten von Plattformen als differenzierender Faktor in Rechnung zu stellen – siehe dazu Jose van Dijck et al. (2018) sowie Ulrich Dolata (2020: 188).

somit auf Seiten der Konsumenten für Fügsamkeit: Was kostet mich die Plattform schon? Und wo wäre ich ohne die Plattform? Und wer schlosse sich – mit letzterer Frage im Hinterkopf – meinem Widerstand an?

Bei den Produzenten sieht das nicht ganz so aus. Kleine Firmen – an Sichtbarkeit interessiert – müssen sich zweifellos große Zumutungen bieten lassen; und das mag auch noch für die meisten mittelgroßen Unternehmen gelten, sofern sie nicht für die Plattformen interessante Innovationen repräsentieren – und selbst dann können sie nicht selten einfach aufgekauft werden. Anders dürfte es bei Großunternehmen aussehen. Lassen sich z. B. Boeing, Walmart, Bayer, Volkswagen oder BNP Paribas auch grenzenlos erpressen? Hier ist Widerstand wahrscheinlich, sobald die Vorgaben, insbesondere die Zugangspreise, der Plattformen als zu einengend erfahren werden. Diese Unternehmen werden weiterhin ihre eigenen Vertriebswege beibehalten; und auch bei anderen Produzenten wäre zu prüfen, inwieweit sie dies nicht auch tun. Gegen die Vermarktung der Nebenprodukte in Gestalt von Nutzerdaten haben diejenigen Produzenten, die daran interessiert sind, hingegen keine Einwände. Der Ankauf von Nutzerdaten ist nichts Neues, Marktforschung war immer schon ein Service, den sich Unternehmen einiges kosten ließen.

Insgesamt scheint mir, dass die zweifellos bemerkenswerte Dynamik der Internet-Ökonomie nicht dafür gesorgt hat, dass mit dem »digitalen Kapitalismus« eine völlig neue Ära eingetreten ist. Staab selbst spricht verschiedentlich davon, es handle sich um »eine empirisch noch unvollendete, aber dennoch historisch signifikante Bewegung« (34). Das ist der bekannte Duktus vieler soziologischer Gegenwartsdiagnosen, die früher als die »Eule der Minerva« (Hegel 1820: 14) zu wissen behaupten, was kommen wird. Wären die meisten dieser Diagnosen nicht trotz des Traras, den ihr Erscheinen auslöste, nach kurzer Zeit vergessen, stünde die Soziologie noch blamierter da, weil ein ums andere Mal etwas als »historisch signifikant« behauptet worden ist, wonach schon wenig später kein Hahn mehr kräht. Staab begründet seine kühne These mit »einer rasanten globalen Restrukturierung der Informations- und Kommunikationslandschaft, bei der insbesondere die proprietären Systeme von Google, Apple und Amazon bis dato unvorstellbare Mengen ökonomischer Macht auf sich vereinigen konnten.« (71) Hier halte ich es bis zum Beweis des Gegenteils eher mit Ulrich Dolatas (2018: 3) zurückhaltender Einschätzung:

»Ökonomisch betrachtet üben Plattformen im Internet zwar einen zum Teil radikalen Restrukturierungsdruck auf bestehende Wirtschaftssektoren aus, konstituieren aber keine grundlegend neuen Wirtschaftszweige, weisen ein sehr eingeschränktes Repertoire an Geschäftsmodellen auf und lassen sich auch nicht als grundlegend neuer Typ von Unternehmen fassen.«

Nicht zu vergessen ist schließlich, dass die Plattformen auch weiterhin mit jeweils wenigen Prozent der Gesamtbeschäftigung und der Wertschöpfung nur einen sehr kleinen Teil der Wirtschaft ausmachen (Dolata 2018: 19). Auch wenn sie für wichtige Teilprozesse kapitalistischen Wirtschaftens inzwischen unentbehrlich gewordene Dienste leisten

und insofern einen Flaschenhals bilden, durch den viele Wertschöpfungsketten hindurch müssen, werden sie dadurch nicht schon zum alles andere dominierenden und dirigierenden Leitsektor der Wirtschaft. Eine vorsichtiger Deutung müsste nicht auf das zurückfallen, was Staab als »nur« digitalisierten Kapitalismus« (53) einstuft und für eine Fehldeutung hält. Die von ihm herausgestellten Möglichkeiten der Profitsteigerung auf »proprietären Märkten«, die die Plattformen aufgrund des inzwischen erreichten Standes der Digitalisierungstechnik nutzen können, verdienen zweifellos die Aufmerksamkeit, die er ihnen widmet. Dasselbe gilt für Dolatas (2020: 194, Hervorheb. weggel.) Beobachtung, dass »sich privatwirtschaftlich geregelte und soziotechnisch verfasste Marktordnungen im Internet« – »am Staat vorbei« (Ronge 1980) – etabliert haben: nichts wirklich Neues, doch im Auge zu behalten.

## 2 Digitale kapitalistische Gesellschaft?

Dolata (2018: 5) baut Staab allerdings eine Brücke, wie »digitaler Kapitalismus« auch verstanden werden könnte, wenn man ihn denn als eine neue Ära einstufen will: Nicht eine – nicht gegebene – grundlegende Umwälzung der kapitalistischen Wirtschaft sei das Entscheidende, sondern »das eigentlich Neue« der Plattformen bestehe darin, »dass sie weit über die Strukturierung ökonomischer Zusammenhänge hinaus und tief in die Gesellschaft hineinreichen«. Private und öffentliche Kommunikation werde von den Plattformen »nicht nur organisiert, gebündelt und strukturiert, sondern [...] in Form großer Datensätze auch nahezu lückenlos zu kommerziellen Zwecken verarbeitet und in Wert gesetzt« (Dolata 2018: 19).

Dolata bietet im zweiten Halbsatz erst einmal eine noch sehr wirtschaftsnahe Lesart dieser These an: Die Nutzerkommunikationen bildeten den »Rohstoff« (Dolata 2018: 12), aus dem die Plattformen den größeren Teil ihrer Profite generieren; und dieser schon angesprochene »Nebenprodukt-Kapitalismus« sei das gesellschaftlich eigentlich Prägende. Hier geht es um eine kapitalistische Verwertung der Internet-Kommunikationen »als Grundlage des Vermittlungs-, Verkaufs- und Werbegeschäfts der Plattformunternehmen« (Dolata 2018: 12). Diese Verwertung mag für die Nutzer erstens nervig sein; sie mögen es zweitens nicht toll finden, dass sie ohne Gewinnbeteiligung als »Goldesel« missbraucht werden; und sofern damit drittens ein »Überwachungskapitalismus« (Zuboff 2018) verbunden ist, dürften sie es spätestens als übergriffig empfinden.<sup>5</sup> Doch in all diesen Hinsichten werden zwar die »authentischen« Nutzerkommunikationen kapitalistisch zweckentfremdet und verwertet – was aber diesen Kommunikationen und deren intendierter Rezeption, die vor bzw.

5 Beim schnell hingewagten »Überwachungskapitalismus« wäre allerdings weiter zu differenzieren. Es wird Überwachung politischer Meinungen und Aktivitäten suggeriert. Doch das interessiert Konzerne eher selten – anders als manche linke Verschwörungsfantasien behaupten. Das interessiert den chinesischen Staat; aber hier müsste dann von Überwachungsstaat, nicht von »Überwachungskapitalismus« gesprochen werden. Unternehmen haben in Sachen Überwachung vor allem ein Interesse daran, die Konsumpräferenzen und Kreditwürdigkeit ihrer Kunden einschätzen zu können. Doch das gibt es mit Marktforschung und Schufa schon lange, wenn auch nicht so elaboriert.

neben ihrer kapitalistischen Verwertung stattfinden, nichts anhaben kann. Sie werden nicht verformt, sondern als »Rohstoff« so, wie sie sind, weiter verwertet.<sup>6</sup>

Dolata (2020: 195/196, Hervorheb. weggel.) behauptet inzwischen allerdings weit mehr: Nunmehr »konstituieren die großen Plattformen mit ihren eigenen Regelwerken, Strukturierungs-, Selektions-, Überwachungs- und Sanktionierungsleistungen nicht weniger als die institutionellen Grundlagen einer privatwirtschaftlich verfassten Gesellschaftlichkeit im Internet«. Er beruft sich dabei auf die generelle techniksoziologische Einsicht, dass in jede Technik eine »Strukturierung und Ausgestaltung von sozialen Handlungsräumen« eingeschrieben ist (Dolata 2020: 197, Hervorheb. weggel.). Zur Stützung dieser Einschätzung für die Internet-Plattformen müsste zweierlei gezeigt werden: erstens, dass heutige Gesellschaften einer »tiefgreifenden Mediatisierung« (Hepp 2021) u. a. durch die Plattformen unterliegen; und zweitens, dass diese Mediatisierung der gesellschaftlichen Kommunikation zutiefst kapitalistisch, also durch die Profitverfolgung der Plattformen, geprägt ist.

Diese gesamtgesellschaftlich eigentlich problematische Form kapitalistischer Mediatisierung findet dann statt, wenn immer mehr Kommunikationen in allen Lebensbereichen immer stärker von den Plattformen formell und substantiell geprägt werden. Das ist es, was Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (1947: 108–150) für die US-amerikanische »Kulturindustrie« der 1940er Jahre behauptet und an einigen, teilweise durchaus plausiblen, Beispielen demonstriert haben. Genau diese Fragerichtung wäre bezüglich der Plattformen zu verfolgen, wobei der wichtige Unterschied ist: Die »Kulturindustrie« war mit klaren, wenngleich oft latenten Botschaften senderdominiert, ihre Rezipienten waren passive »Opfer«; heute hingegen sind die Nutzer des Internets nicht nur als Rezipienten, sondern zusätzlich auch als Sender aktiv. Zu fragen ist: Wo, in welchem Maße und in welcher Richtung verformt die kapitalistische Ausrichtung der Plattformen unsere darauf getätigte Kommunikation?

Um die Beweislast für eine hinter dieser Frage stehende These einer digitalen kapitalistischen Gesellschaft an einem Beispiel vorzuführen:

- Mit Blick auf Jugendliche und deren Identitätsbildung und Vergemeinschaftung ist seit den 1950er Jahren Pop-Musik als medial verbreitete kollektive Sinnstiftung sehr wichtig – zunächst analog über Radio und Schallplatten, dann digital über CDs und schließlich über Audio-Streaming-Dienste wie Spotify oder iTunes. »Tiefgreifende Mediatisierung« hieße, dass Identitätsbildung und Vergemeinschaftung immer mehr von diesen Medien abhängig geworden sind und systematisch – nicht notwendigerweise intentional gesteuert – geprägt werden. Woran wäre das festzumachen?

6 Außer der – den Plattformen mühsam auferlegten – Löschung von Extremäußerungen, vor allem Beleidigungen aller Art, wofür die allermeisten Nutzer dankbar sein dürften.

- Wenn es in der Tat so festzustellen wäre: Was unterscheidet die Schallplattenindustrie der 1950er Jahre mit Blick darauf, welches Musikangebot sie wie offerierte, von heutigen Streaming-Diensten? Profitorientiert waren bzw. sind beide: Welche graduellen oder substantiellen Unterschiede lassen sich ausmachen?<sup>7</sup>

Ähnliche Fragen wären an all die anderen Angebote der Internet-Plattformen zu richten – also vor allem auch an Suchplattformen sowie Networking- und Messaging-Dienste. Ich werfe diese Fragen nicht auf, um zu suggerieren, dass es keine »tiefgreifende Mediatisierung« aller gesellschaftlichen Sphären durch den »digitalen Kapitalismus« gibt. Aber ich will darauf hinweisen, dass viele vollmundige Thesen ohne empirische Fundierung – und darauf basierte theoretische Interpretationen – in den Raum gestellt werden. Hier bedarf es weiterer mediensoziologisch genau hinschauender empirischer und theoretischer Klärungen, damit SoziologInnen nicht wieder mal als haltlose Schwätzer und Schwarzseher abgetan werden können.<sup>8</sup>

Um zumindest anzudeuten, wie man theoriegeleitet an diese Aufgabe herangehen könnte, gehe ich kurz auf Thesen von Nick Couldry und Ulises Mejias (2019a; 2019b) zu »data colonialism« und dem ihm innewohnenden »threat to human autonomy« ein. Sie stufen die Aktivitäten der großen Plattformen als neuerliche kapitalistische »Landnahme« an – dieses Mal als »appropriation for capital of the whole domain of social life, and much of individual life too« (Couldry/Mejias 2019a: 342). Den Individuen würden digitale »data doubles« zugeordnet, und darüber werde ein »colonized self« erzeugt (Couldry/Mejias 2019a: 344–345). Man kann sich dies als »self-fulfilling prophecy« vorstellen: Wer im Netz ständig und immer nur als »data double« adressiert wird, also auf der Grundlage seiner gesammelten Datenspuren und deren Verknüpfung, kann gar nicht anders, als diesem selektiven Zerrbild immer ähnlicher zu werden – früher oder später auch in seiner Selbstdarstellung außerhalb des Netzes bis hin zu face-to-face-Begegnungen. Couldry und Mejias (2019b: 172) spitzen ihr Argument, dass das »data double« immer übergreifender werde und die Schutzzone des »real self« schließlich ganz verschwinden könnte, exemplarisch mit folgenden konkreten Fragen zur »self quantification« zu:

»Would we be relaxed, for example, about an app that compared our personal processes of creativity against established measures of creative inspiration? Can we imagine installing an app or chip that measured whether one was really in love with someone? Or an app that compared the depth of one's grief for a loved one against the grief of others for the same, or for a different person?«

- 7 Persönliche Erinnerungen – die natürlich leicht täuschen können – gelangen zu der Einschätzung, dass der »Kommerz« der Plattenfirmen in den 1960er Jahren, wie er an vielfältigen Eingriffen in die künstlerische Freiheit der Musiker nachgewiesen werden kann, jedenfalls nicht geringer als heute gewesen sein dürfte. Ob sich die meisten jugendlichen Musikhörer dieser kapitalistischen Verformung der Musik damals stärker bewusst gewesen sind als heute, ist ebenfalls schwer zu sagen.
- 8 Auch die beliebte »Filterblasen«-These beispielsweise ist ja wissenschaftlich, anders als unter Journalisten, keineswegs unumstritten.

Authentische Stimmungen und Gefühle von Trauer und Liebe oder der Begeisterung über eine gute Idee zu quantifizieren und damit abgleichbar zu machen, widerspricht fundamental der – nicht nur westlichen – Idee eines selbstbestimmten Individuums. Die Kombination von Kapitalismus- und Kulturtheorie, die dieses Argument trägt, lässt sich im Einzelnen hinterfragen; doch die theoretische Flughöhe ist erst einmal eine vielversprechende – auch wenn Couldry und Mejias, von suggestiven Gedankenblitzen wie den zitierten abgesehen, noch sehr unkonkret bleiben. Hier könnten ethnografische Mikrostudien anschließen, die Praktiken des alltäglichen Umgangs auf und mit den Plattformen aufzeigen – einschließlich zu erwartender Widerständigkeits der Subjekte gegen ein »dispossessed life« (Couldry/Mejias 2019b: 157)

Zu all diesen mediensoziologischen Aspekten finden sich bei Staab außer diffusen Insinuationen, wie man sie im Feuilleton plakativer liest, keine näheren Erläuterungen. Er führt stattdessen eine ungleichheitstheoretische Perspektive ein, in der er drei gesellschaftsweite Effekte des »digitalen Kapitalismus« ausmacht:

- Er verweist erstens auf den Tatbestand, dass die Internet-Ökonomie durch massive staatliche Subventionen überhaupt erst auf den Weg gebracht wurde und noch weiterhin vielfältig gefördert wird – ganz zu schweigen davon, dass gerade Großkonzerne wie Google oder Apple sämtliche Wege nutzen, um so wenig Steuern wie möglich zahlen zu müssen. Dies beläuft sich auf stattliche Summen, die den Staaten fehlen, um sich vor allem auch wohlfahrtsstaatliche Leistungen wie etwa eine angemessene Finanzierung des Gesundheits- und Bildungssystems leisten zu können. Das Argument stimmt, ist aber natürlich völlig unspezifisch. Es könnte genauso z. B. gegen die Rüstungsindustrie oder gegen die Energiekonzerne vorgebracht werden. Ein Alleinstellungsmerkmal des »digitalen Kapitalismus« ist es nicht.
- Staab macht zweitens darauf aufmerksam, dass die Nutzer der digitalen Plattformen als »Konsumenten von Gratis- oder quersubventionierten Gütern und Dienstleistungen« profitieren (226). Dass die Nutzer, wie schon vermerkt, kaum Maklergebühren zahlen, kommt ungleichheitssoziologisch für deren von den Plattformen abgedecktes Aktivitätsspektrum einem »Fahrstuhleffekt« (Beck 1986: 122, Hervorheb. weggel.) gleich: Auch weniger Vermögende haben Zugang zu vielen Diensten, die in früheren Zeiten sehr viel Geld gekostet haben. Man denke nur an weltweite Telekommunikation, längst nicht mehr nur Audio, sondern auch mit bewegtem Bild.<sup>9</sup> Ob diese Verschenk- und Schleuderpreisstrategien der Plattformen ewig weitergehen werden, ist nicht sicher; doch solange es dabei bleibt, ist die digitale Ungleichheit deutlich geringer ausgeprägt als die Einkommensungleichheit.
- Drittens behauptet Staab, dass Arbeitnehmer häufig und längerfristig in immer größerer Zahl Verlierer des »digitalen Kapitalismus« seien. Viele Berufe – auch in zahlreichen

9 Natürlich zahlen die Internet-Nutzer, wie bereits angesprochen, mit anderer Münze für diese Leistungen. Doch da sie die Überwachung und ökonomische Verwertung ihrer Datenspuren in den meisten Hinsichten nicht tangiert, kann sich eine »digital resignation« (Draper/Turow 2019) als bequemer Fatalismus einstellen.



anderen Branchen – unterliegen mittlerweile einer mehr oder weniger engmaschigen digitalen Überwachung, was als soziale Kontrolle und Leistungsmessung den Arbeitsdruck steigert. Digitale Technologien ermöglichen den Unternehmen zudem vielfach, anspruchsvolle Tätigkeiten in Anlern-Tätigkeiten zu überführen und entsprechend weniger qualifiziertes und dadurch kostengünstigeres Personal einzustellen. Schließlich findet in vielen Hinsichten eine Ersetzung menschlicher Arbeitskraft durch digitale Technologien statt. Die Digitalisierung generell und die Internet-Unternehmen im Speziellen sind nicht die einzigen, aber doch sehr bedeutsame Ursachen dafür, dass Arbeitskräfte überflüssig und freigesetzt werden, und für das Aufkommen einer neuen Heerschar von Arbeitnehmern, die in oft prekären Beschäftigungsverhältnissen – oder gar nur auf Werkvertragsbasis oder als »Crowdworker« – für geringe Entlohnung einfache Dienstleistungen verrichten.<sup>10</sup> Hinzu kommt die von Staab gar nicht angesprochene, umfangmäßig schwer abschätzbare »Plattformisierung« professioneller Tätigkeiten – etwa psychoanalytischer Beratung oder Rechtsberatung.

Dies alles in Rechnung stellend klingt Staabs Schlussfolgerung dennoch ziemlich reißerisch: »Die dem Feld eingeschriebenen Logiken weisen den digitalen Kapitalismus als eine Quelle der Radikalisierung sozialer Ungleichheit aus.« (139) Er begründet dies an anderer Stelle noch mit einem weiteren Argument: »Je weiter die Leitunternehmen [...] in immer neue Produktmärkte eindringen, desto mehr [...] wächst der Einzugsbereich der Plattformen, was größere Teile des Arbeitsmarktes in ihre Abhängigkeit bringt [...]« (274). Gemeint ist offenbar: Weil Amazon, Google und die anderen denjenigen, die als Produzenten auf ihren Handelsplattformen vertreten sein müssen, um an Kunden zu gelangen, nahezu beliebige Zugangspreise abverlangen können, erhöht das den Kostendruck, dem diese Produzenten unterliegen und den sie dann in Gestalt von Lohnsenkungen und Freisetzen an ihre Arbeitnehmer weitergeben. Diese Wirkungskette gibt es sicher – ob aber der Anteil der Maklergebühren an den Gesamtkosten der Produzenten so hoch ist, dass er zu schmerzhaften Einschnitten bei den Personalkosten zwingt, wäre erst einmal zu prüfen. Das dürfte in manchen Branchen mehr, in anderen weniger stimmen, für kleine und mittlere Unternehmen höher als für Großunternehmen sein. Ein vom Preis für den Marktzugang ausgehender flächendeckender spürbarer Kostendruck erscheint mir erst einmal nicht plausibel.

Staab weist damit also auf möglicherweise durchaus interessante Bezüge des »digitalen Kapitalismus« zu gesellschaftlichen Ungleichheitsdynamiken hin, die allerdings weiterer empirischer Klärung bedürften. Von »digitalem Kapitalismus« nicht nur als Wirtschafts-, sondern auch als Gesellschaftsform wäre freilich wiederum erst dann zu sprechen, wenn diese Ungleichheitsdynamiken wesentlich oder zumindest maßgeblich durch das Agieren der Internet-Konzerne geprägt wären – was für den »Fahrstuhl-Ef-

10 Die Internet-Unternehmen selbst machen freilich nur einen ganz geringen Anteil der Beschäftigten aus. Man kann auch fragen, ob tatsächlich die Plattformkonzerne und nicht vielmehr die früher einsetzende und viel breiter aufgestellte »Neo-Liberalisierung« der Wirtschaft die Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse herbeigeführt hat.

fekt« zutrifft, der aber das Gegenteil einer »Radikalisierung sozialer Ungleichheit« bewirkt. Beim gesamtwirtschaftlichen Druck zur Reduktion der Lohnkosten – gesetzt, es gibt ihn – ist das eine offenere Frage. Staab selbst verweist in Anlehnung an Wolfgang Streeck und andere darauf, dass verschiedene Faktoren – von denen aber die meisten mit der Digitalisierung nichts zu tun haben – seit den 1970er Jahren einen solchen Druck erzeugt haben. Zudem greift Staab mit arbeitsmarktvermittelten Einkommensungleichheiten zwar eine zentrale Dimension sozialer Ungleichheit in kapitalistischen Gesellschaften auf. Doch diese Ungleichheitsdimension kann nicht allein betrachtet werden, weil sie mit anderen Ungleichheitsdimensionen und deren Dynamiken verwickelt ist, wie ich gleich noch andeuten werde.

### 3 Gesellschaftliche Digitalisierung – und die Problemzonen heutiger Gesellschaften

Bisher habe ich mich auf Staabs wirtschaftssoziologische und gesellschaftstheoretische Perspektive eingelassen und diese kritisch kommentiert. Nun frage ich abschließend andersherum: Für welche zentralen Problemlagen der heutigen westlichen Gesellschaften ist es wichtig, Digitalisierung als einen maßgeblichen oder gar entscheidenden Erklärungsfaktor in den Blick zu nehmen? Nur wenn sich Problemlagen, bei denen dies der Fall ist, ausfindig machen lassen, macht es Sinn, von einer »digitalen Gesellschaft« zu reden. Wenn es hingegen solche Problemlagen nicht gibt, führt auch die spezifischere Bezeichnung »digitale kapitalistische Gesellschaft« in die Irre.

Ich kann die Sondierung dieser Frage hier nicht einmal ansatzweise durchführen, will aber zumindest einen ersten Eindruck davon vermitteln, was zu sondieren wäre. Legt man eine – in Vielem noch auszuarbeitende – Gesellschaftstheorie zugrunde, die vier Perspektiven auf die westliche Moderne systematisch miteinander verknüpft (Stichworte: funktionale Differenzierung, Kapitalismus, Fortschrittskultur und arbeitsmarktvermittelte Ungleichheiten),<sup>11</sup> dann lenken diese Perspektiven je einzeln, vor allem aber in Kombination miteinander den Blick auf eingebaute Ambivalenzen und darin angelegte Spannungsverhältnisse der Moderne als spezifischer Konfiguration von Ordnungen; und aus diesen Spannungsverhältnissen gehen die – sich immer wieder anders manifestierenden – zentralen Problemlagen moderner westlicher Gesellschaften hervor. Ich nenne nur Stichworte für die aktuellen Ausprägungen dieser Problemzonen und stelle jeweils thesenhaft hypothetisch zur Diskussion, was für eine Rolle Digitalisierung dabei spielt:

- *Ökonomisierung* als Spannungsverhältnis, das sich aus dem Wechselspiel von Kapitalismus und funktionaler Differenzierung ergibt (Schimank/Volkman 2017): Hier ist Digitalisierung als technologische Dynamik eine deutliche Erweiterung des Werkzeugkastens an Praktiken, mit denen Ökonomisierung als Kostenminimierung oder Profitmaximierung umgesetzt werden kann. Ganz neue Möglichkeiten der Überwa-

11 Als erste Vorarbeiten siehe Schimank (2013; 2015; 2016a).

chung und Leistungsmessung ergeben sich in Unternehmen ebenso wie in öffentlichen Verwaltungen, Krankenhäusern oder Universitäten. Damit ist Digitalisierung ein begünstigender Könnens-Faktor der Ökonomisierung; doch diese geht nicht auf Digitalisierung als Wollens-Antrieb zurück.

- *Kulturelle Konflikte*, deren Ursprung Unverträglichkeiten von Fortschritt und Tradition sowie miteinander unverträgliche Fortschrittsvorstellungen wie z. B. Kapitalismus vs. Sozialismus sind: Hier ist Digitalisierung ein Faktor, der solche Konflikte durch kommunikative Verbreitung der konfligierenden Positionen sowie durch eine damit oft einhergehende Polarisierung anheizen – aber eben nicht entzünden – kann. Selbst wenn der Fortschritt primär als Digitalisierung gelesen wird, ist diese zwar inhaltlicher Anlass, aber nicht Triebkraft der Auseinandersetzungen.
- *Ungleichheitskonflikte*, die sich zum einen um kapitalistisch geprägte Einkommens- und Vermögensungleichheiten, zum anderen um kulturelle Differenzen, die ungleiche Anerkennung erfahren, und um das Wechselspiel beider Ungleichheiten drehen (Leibfried et al. 2019): Digitalisierung – hier sogar als kapitalistisch geprägte Digitalisierung – sorgt wie angesprochen nicht für eine Steigerung, sondern für eine Entschärfung von ökonomischen Ungleichheiten als Teilhabechancen; und ob Digitalisierung insgesamt schlechtere Arbeitsmarktchancen und Entlohnungen mit sich bringt, muss genauer untersucht werden.<sup>12</sup> Bei den »Identitätspolitiken« in Sachen kultureller Gleichbehandlung kann Digitalisierung – wie bei kulturellen Konflikten – die Dynamik der Auseinandersetzung steigern, ist aber selbst weder Anlass noch Triebkraft.
- *Individualisierung*, die sich aus funktionaler Differenzierung und kulturellen Leitorientierungen ergibt, aber – das ist das Problem – kapitalistisch überformt und mit Ungleichheitskonflikten verstrickt ist: Hier könnte Digitalisierung im Sinne »tiefgreifender Mediatisierung« möglicherweise ein Wirkfaktor werden, der eine grundlegende »Neuaufrichtung des Selbst« (Hepp 2021: 208–241, Zitat: 232) herbeiführt. Sozialisationsmodi, Bezugsgruppen und die Art der Kommunikation mit ihnen sowie die Selbstbeobachtung und -steuerung könnten sich – im Rahmen der gesellschaftlichen Ordnungen der Moderne – so grundlegend ändern, dass selbstbestimmte Einzigartigkeit als individualistisches Selbstverständnis von Personen künftig ganz anders verstanden werden wird. Wie dargestellt bleibt dies bis auf weiteres eine offene Frage – als wichtiger Merkposten. Es geht dabei allerdings wieder um Digitalisierung allgemein, nicht um eine kapitalistisch geprägte Digitalisierung – denn kapitalistisch geprägt war Individualisierung schon immer.
- schließlich *ökologische Desintegration*, kulminierend im menschengemachten Klimawandel, die aus dem Zusammenspiel von funktionaler Differenzierung, Kapitalismus, einem fossil-energetischen kulturellen Fortschrittsnarrativ und sehr ungleichen ökologischen Fußabdrücken von Arm und Reich sowie von Süd und Nord hervorgeht (Schimank 2016b): Auch in diese Problemlage spielt Digitalisierung auf vielfältige

12 Ob es den von Jenna Burrell und Marion Fourcade (2021) behaupteten neuen Klassenkonflikt von »coding elite« und »cybertariat« so dramatisch gesellschaftsweit wirklich gibt oder geben wird, wäre weiter zu prüfen.

Weise hinein. Oft vergessen, aber keineswegs zu vernachlässigen ist dabei der enorme Energiebedarf des Internets als Teil der Erzeugung ökologischer Desintegration. In anderen Hinsichten hilft Digitalisierung aber auch beim Umgang mit der Problematik. Das reicht von der wissenschaftlichen Problem diagnosis bis zur Verbreitung des Wissens über das Problem und zur kommunikativen Vernetzung der ökologischen Protestbewegungen.

Mit Ausnahme der Individualisierung scheint also zu gelten: Die Probleme sähen zwar etwas anders aus, wenn die Digitalisierung nicht jenen Stand erreicht hätte, den sie faktisch erreicht hat – aber ob man von grundlegend anderen Problemen sprechen müsste, kann man bezweifeln. Und der »digitale Kapitalismus« ist offenbar schon gar nicht der Stempel, der – wie Staab behauptet – die Gesellschaft insgesamt zutiefst prägt.

Noch einmal: Ich habe versucht, theoretische Konstruktionen auf ihre Stimmigkeit zu überprüfen und darauf hinzuweisen, wo ich gerne mehr empirische Befunde – die es zum Teil bereits gibt – als Unterfütterung theoretischer Argumente gehabt hätte. Am Ende könnte sich herausstellen, dass Staab in allen von mir angesprochenen Punkten Recht behält. Aber das sollte schon noch gezeigt werden; und wenn meine Kommentare dies mit anstoßen würden, könnten sie sich zwar als Irrtümer erweisen, hätten aber dennoch der Wahrheitsfindung gedient.

## Literatur

- Baumol, William J. (1982): »Contestable Markets: An Uprising in the Theory of Industry Structure«. In: *American Economic Review*, S. 1–15.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Burrell, Jenna/Marion Fourcade (2021): »The Sociology of Algorithms«. In: *Annual Review of Sociology* 47, S. 213–237.
- Couldry, Nick/Ulises A. Mejias (2019a): »Data Colonialism: Rethinking Big Data's Relation to the Contemporary Subject«. In: *Television & New Media* 20, S. 336–349.
- Couldry, Nick/Ulises A. Mejias (2019b): *The Costs of Connection: How Data Is Colonizing Human Life and Appropriating It for Capitalism*. Stanford: Stanford University Press.
- Dolata, Ulrich (2018): *Privatisierung, Kuratierung, Kommodifizierung. Kommerzielle Plattformen im Internet*. Universität Stuttgart, Institut für Sozialwissenschaften: SOI Discussion Paper 2018–04.
- Dolata, Ulrich (2020): »Plattform-Regulierung. Koordination von Märkten und Kuratierung von Sozialität im Internet«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 29, S. 179–206.
- Draper, Nora A./Joseph Turow (2019): »The Corporate Cultivation of Digital Resignation«. In: *New Media & Society* 21, S. 1824–1839.
- Hegel, Georg-Wilhelm-Friedrich (1821): *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. Frankfurt/M., 1989: Ullstein.
- Hepp, Andreas (2021): *Auf dem Weg zur digitalen Gesellschaft. Über die tiefgreifende Mediatisierung der sozialen Welt*. Köln: Halem.
- Horkheimer, Max/Theodor W. Adorno (1947): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M., 1969: Fischer.

- Leibfried, Stephan/Kerstin Martens/Uwe Schimank (2019): »Entangled Inequalities, a Disbalanced Welfare State, and Populist Challenges for Democracy«. In: Stein Kuhnle/Per Selle/Sven E.O. Hart (Hg.): *Globalizing Welfare – An Evolving Asian-European Dialogue*. Cheltenham: Edward Elgar, S. 315–332.
- Marx, Karl (1867): *Das Kapital*. Bd. 1. Frankfurt/M., 1972: Verlag Marxistische Blätter.
- Rochet, Jean-Charles/Jean Tirole (2003): »Platform Competition in Two-Sided Markets«. In: *Journal of the European Economic Association* 1, S. 990–1029.
- Ronge, Volker (Hrsg.), 1980: *Am Staat vorbei. Politik der Selbstregulierung von Kapital und Arbeit*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe (2015): »Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4, S. 236–268.
- Schimank, Uwe (2016a): »Replik«. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 5, S. 66–89.
- Schimank, Uwe (2016b): »Ökologische Integration der Moderne – eine integrative gesellschaftstheoretische Perspektive«. In: Cristina Besio/Gaetano Romano (Hg.): *Zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Klimawandel*. Baden-Baden: Nomos, S. 59–84.
- Schimank, Uwe/Ute Volkmann (2017): *Das Regime der Konkurrenz: Gesellschaftliche Ökonomisierungsdynamiken heute*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Traupe, Gerd (2021): *Hartmut Rosas Resonanztheorie im Vergleich zu früheren und aktuellen Kritischen Theorien*. Ms., Lilienthal.
- Van Dijck, Jose/Thomas Poell/Martijn de Waal (2018): *The Platform Society: Public Values in a Connective World*. Oxford: Oxford University Press.
- Zuboff, Shoshana (2018): *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Frankfurt/M.: Campus.

**Anschrift:**

Prof. Dr. Uwe Schimank  
Universität Bremen  
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik  
Mary-Somerville-Straße 9  
28359 Bremen  
uwe.schimank@uni-bremen.de